

Familie als Geschlechterhandeln – Habitus oder Kalkül? Geschlechterkonzepte als Prüfstein für Entscheidungstheorien und die Theorie des Geschlechterhabitus
Cornelia Helfferich

Das Thema der Tagung wurde in den letzten 20 Jahren unter unterschiedlichen Vorzeichen mehrfach verhandelt. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Grenzen von Theorien, die menschliches Verhalten modellieren, findet sich nicht nur in der Familiensoziologie, sondern ebenfalls und teilweise ausführlich in den Gesundheitswissenschaften bezogen auf Sexual- und HIV-Schutzverhalten Mitte der 90er Jahre und aktuell in der Bevölkerungswissenschaft bezogen auf fertility intentions und deren Umsetzung in Geburten. In der Kritik stehen rationale Entscheidungstheorien und sozialpsychologische Verhaltensmodelle wie das Health Belief Model und die Theorie des geplanten Verhaltens. Die Kritikpunkte sind bei allen diesen Auseinandersetzungen ähnlich:

- der fehlende Einbezug von nicht-rationalen Verhaltensbegründungen, Ambivalenzen und fehlenden, vagen und unsicheren Intentionen,
- der Individuenbezug: Alternativ unterstreichen interaktionistische Ansätze die Genese von Deutungen und Handeln in Interaktion und in sozialen Prozessen,
- die unzureichende Vereinfachung komplexer Zusammenhänge auf ein Modell, auch im Zusammenhang mit fehlenden Differenzierungen historischer und sozialgruppenspezifischer Einbettung von Handeln – eine universelle oder bevölkerungsbezogene Geltung eines einzigen Modells wird bestritten.

Im Zuge dieser Kontroversen wurden die Modellierungen des Verhaltens insbesondere in dem ersten Punkt weiterentwickelt zu integrativen und inzwischen hochkomplexen, multifaktoriellen Modellen. Bei den rationalen Entscheidungstheorien wurde die Rationalitätsannahme des Kosten-Nutzen-Kalküls in einer quantifizierbar-monetären Ausprägung zurückgenommen und als Annahme „begrenzten Rationalität“ reformuliert, nicht-rationale Aspekte und eine biografische Dimension wurden ebenso wie „Selbstverständlichkeiten“ in das Modell integriert. Der Entscheidungsbegriff als theoretischer Kern bleibt bei dieser Erweiterung erhalten.

Ich möchte eine andere Grenze rationaler Entscheidungstheorien ausloten, nämlich die Kompatibilität mit konstruktivistischen Gendertheorien. Nun war Familie zwar in der feministischen sozialpolitischen Theorie als Geschlechterarrangement mit wohlfahrtsstaatlichen Ausprägungen Thema. Auch Ute Gerhard hat als Historikerin

ausführlich auf die Bedeutung der Ehe zur Regulierung der Geschlechterbeziehungen, der Frage der Nachkommen und Nachfolge und der weiblichen Sexualität hingewiesen. Darüber hinaus war aber Familie, wie Ute Gerhard 2010 feststellte, in der feministischen Theorie oder Politik eher Gegenstand heftigster Kritik, die sich unter anderem an den restaurativen Wurzeln der Familiensoziologie und an einer unhinterfragten Naturalisierung der Geschlechterdifferenz und Setzung von Heteronormativität festmachte. Daher möchte ich einen Umweg machen und in einem ersten Schritt Bourdieu für die Familiensoziologie unter Geschlechterperspektive erschließen. Bourdieu hat sich erst spät und eigentlich nicht wirklich für Familie interessiert, aber aus seiner späten Schrift „Die männliche Herrschaft“ lassen sich Grundzüge einer geschlechtertheoretisch orientierten Familiensoziologie herleiten (hier der relevante Text).

- (1) In einem ersten Schritt möchte ich die Grundannahmen sowie Konzepte von Geschlecht bei rationalen Entscheidungstheorien und bei Bourdieu vergleichen (Geschlechterrollen und Geschlechterhabitus). Hieraus ergeben sich das jeweilige Verständnis der Beziehung von Familie und Geschlecht in den beiden Theorien und ebenso die Anschlussstellen an konstruktivistische Geschlechtertheorien bei Bourdieu.
- (2) In einem zweiten Schritt steht die empirische Rekonstruktion der biografischen Entwicklung von Geschlechterbeziehungen im Mittelpunkt; Familie ist als eine Lebensphase eingebettet in diese Entwicklung. Anhand der Empirie wird Bourdieus Vorstellung überprüft, dass Familie und Ehe Geschlechterdifferenz reproduziert.
- (3) Abschließend möchte ich Bilanz ziehen und aus der Perspektiven einer geschlechtertheoretisch untermauerten Familiensoziologie rationale Entscheidungstheorien kommentieren.

I.1 Grundannahmen im Vergleich

Ich kann im Folgenden nur auf einige Unterschiede in den Grundannahmen eingehen, die für die Argumentation relevant sind und bitte dafür um Verständnis.

Das Verhältnis von Struktur und Handeln: Beide Theorien, rationale Entscheidungstheorien ebenso wie Bourdieu, machen Aussagen zu menschlichem Verhalten oder Handeln, beide beziehen das Handeln und zugleich strukturelle Bedingungen ein.

- Rationale Entscheidungstheorien unterscheiden die Struktur- und die Handlungsebene und sind gerade durch die Frage bestimmt, wie sich makrostrukturelle Rahmenbedingungen in

das **individuelle menschliche Verhalten** hinein vermitteln. Sie erscheinen dort als Vorteile und Nachteile oder überhaupt als Aspekte, die in die Handlungsbegründungen eingehen und die den Ausschlag geben, welche Entscheidung getroffen und wie eine Weiche gestellt wird.

- Bourdieu bindet makrostrukturelle Aspekte z.B. von Institutionalisierungen und Ökonomie und mikrostrukturelle Aspekte des Verhaltens zu einer dialektischen Einheit: Beides ist zu trennen, beides ist aber gleichzeitig untrennbar miteinander in einem wechselseitigen Konstitutionsprozess verwoben. Er ist eigentlich nicht wirklich an individuellem menschlichem Verhalten oder an der Figur des Entscheidungen treffenden Individuums interessiert, sondern an **den sozialen Prozessen, in denen sich Ungleichheitsverhältnisse reproduzieren** und zwar in dem sozialgruppenspezifischen Handeln und gleichzeitig in den Makrostrukturen. Der Begriff der Praktiken, die er verwendet, ist Teil des Habitus, und die soziale Reproduktion geht durch das Individuum hindurch.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft:

Rationalen Entscheidungstheorien folgend, wird Verhalten bezogen auf einen **zukünftig zu realisierenden Nutzen** entschieden. Diese „um zu“-Perspektive bleibt erhalten, auch wenn sie in der Weiterentwicklung um aus der Vergangenheit resultierende Begründungen ergänzt wurde.

Bourdieu wird vorgeworfen, dass er in seiner Vorstellung der „Reproduktion“ von Strukturen und mit dem Begriff der **„Habitualisierung“** der Vergangenheit und der Prägung aus **der Vergangenheit ein Übergewicht** einräumt. In der Tat kommt den sozial gedeuteten Erfahrungen, die in der Interaktion gemacht werden und die sich dem Körper einschreiben, ein großes Gewicht zu. Aber gerade in der Schrift zur männlichen Herrschaft wird ausdrücklich auf Konstanz und Wandel eingegangen. Bezogen auf den Habitus wird die Kontingenz der Zukunft unterstrichen – aber auch die Langsamkeit historischer Veränderungsprozesse – und eine Determiniertheit der Praktiken zurückgewiesen.

Die Rolle der Empirie

Für rationale Entscheidungstheorien hat die Empirie die Funktion, **das Modell** anhand der erhobenen Daten zu **überprüfen** – daher auch die zentrale Frage der Operationalisierung. Die Güte der Theorie bestimmt sich darüber, ob die Verteilung von Vor- und Nachteilen auf der

Makroebene das individuelle Verhalten erklärt oder Vorhersagen ermöglicht, sei es bei der Partnerwahl, der Erwerbstätigkeit von Müttern oder bei der Kinderzahl.

Bourdieu, auch Boltanski als Bourdieu-Schüler, nutzten Empirie **als Basis einer**

Rekonstruktion: Das Handeln wird mit sozialgruppenspezifischen Verteilungsaspekten beschrieben – man denke an die Empirie in den „feinen Unterschieden“ – und daraus werden soziale Regelmäßigkeiten abgelesen, die eben „feine Unterschiede“ machen, und soziale Regeln der Habitusgenese rekonstruiert. Die Erklärung zeigt dann die Funktion der Herstellung von Differenz und Ungleichheit.

I.2 Geschlechterkonzepte im Vergleich

Geschlecht findet Eingang **in rationale Entscheidungstheorien** in Form der auf der Makrostrukturellen Eben verankerten, **institutionalisierten Geschlechtsrollen und Geschlechterarrangements** (Pfau-Effingen, Ostner) sowie in Form der gesellschaftlichen Normvorstellungen, also der **sozialpsychologisch verstandenen Geschlechtsrollen**. Die Unterschiede der Geschlechter sind damit gesetzt und leiten das Verhalten an. Die gewählten Lösungen – gewählt wird ein Partner mit einem guten Einkommen, ein / kein Kind, die Frau bleibt zuhause – maximieren unter bestimmten Bedingungen den Nutzen. Das Ergebnis ist abstrakt vernünftig und nutzbringend für das Paar.

Der Geschlechteraspekt ergibt sich wie viele andere Aspekte aus den Rahmenbedingungen, das Modell der Entscheidungsfindung ist aber insofern geschlechtsneutral, als der ökonomische Nutzen kein Geschlecht hat. Theoretisch ist das Argument das Gleiche für Frauen und Männer: wenn sie weniger verdient, unterbricht sie die Erwerbstätigkeit, wenn er weniger verdient, unterbricht er die Erwerbstätigkeit. Maximiert wird die gemeinsame Wohlfahrt. Dieses Modell ist gerecht, denn beide haben etwas davon, dass sie die Erwerbstätigkeit unterbricht. Der angenommene „Spezialisierungsgewinn“ der heterosexuellen Arbeitsteilung legitimiert den Geschlechterdualismus und eine patriarchal-asymmetrische Beziehungskonfiguration, weil sie nützlich für Frau und Mann ist (man denke hier an die konservativen Wurzeln der Familiensoziologie in der Definition der Geschlechtsrollen bei Talcott Parsons mit dem dualen Begriffspaar von expressiv=weiblich und instrumentell=männlich).

Bezogen auf die in der feministischen Theorie diskutierte **Heteronormativität** finden sich keine Anschlussstellen. Mit den Geschlechterrollen wird die Heterosexualität gesetzt. Die *heterosexuelle* Partnerwahl wird nicht als Entscheidung und Verengung der Optionen auf ein

Geschlecht markiert. Und das heißt offenbar, dass sie als naturgegeben vorausgesetzt wird. Würde sie als Entscheidung angenommen, ergibt sich ein Widerspruch: Die größte Nutzenmaximierung – seien wir ehrlich – würde die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft von zwei Männern bieten, die ein Kind adoptieren. Geschlecht ist also keineswegs irrelevant.

Bourdieu entwickelte Konzept des Geschlechterhabitus. Der „Habitus“ ist eine Produktionsfunktion, eine „Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen“ (Bourdieu 1997: 98). Die Klassen- und Geschlechterlage, erfahren in von Relationen von Machtpositionen aufgespannten Feldern, erzwingt praktische Anpassungsanforderungen und –prozesse (es geht also nicht um normative Anpassungsanforderungen als äußere, formulierte Erwartungen). Sie erzeugt in Interaktionen aufgeschichtete, praktische Erfahrungen, die sich in den Körper einschreiben. Die Praxis und die praktische Erfahrung zeigen, was erfolgreich ist – in diesem Zusammenhang spricht Bourdieu von einem „Gewinn“ und einer „Optimierungsstrategie“ (Barlösius 2011: 34) – und erfolgreiche Praktiken werden übernommen und weitergeführt. Der Erfolg als Mehrung von unterschiedlichen Formen des Kapitals, ökonomisches, soziales Kapital, symbolisches Kapital, ist individueller Nutzen; für die Theorie relevanter ist aber die damit verbundene soziale Distinktion und Abgrenzung gegen Unterlegene sowie die Reproduktion der Klassen- und Geschlechterunterschiede.

Der Geschlechterhabitus ist „zutiefst und untrennbar geprägt durch eine soziale Praxis der Klassifikation, die männlich und weiblich als polaren Gegensatz konstruiert; auf der anderen Seite zwingt der Habitus unserem Handeln die ständige Anwendung jener Klassifikation auf.“ (Krais / Gebauer 2002: 49; vgl. Krais 2002: 323f.) Der Habitus ist in dieser Doppelfigur „vergeschlechtlicht“ (als sozial vorstrukturierte Praxis) und „vergeschlechtlichend“ (im Handeln der Individuen; Bourdieu 1997). In der sozialen Praxis findet so die Konstruktion und Herausbildung von Ordnungen der Differenz statt. Ein wichtiger Teil der „Differenzierungsarbeit“ ist die gesellschaftliche Konstruktion, die sexuelle Praktiken kategorisiert nach hetero- und homosexuell. In der Schrift zur „männlichen Herrschaft“ zeigt Bourdieu ausführlich, wie sich die Geschlechterrelation als Unter- und Überordnungsverhältnis als Teil der Geschlechterordnung in den Habitus eingelagert und wie Frauen und Männer, Herrschende ebenso wie Beherrschte, diese Ordnung inkorporiert haben. Die **Reproduktion der Geschlechterdifferenz und der Geschlechterungleichheit als**

Machtverhältnis geschieht durch das Handeln und gleichzeitig auf der Ebene der Makrostruktur.

I.3 Familienvorstellungen im Vergleich

Was ist nun Familie? Eng gefasst ist die Antwort **rationaler Entscheidungstheorien**: Das, was durch die Wahl eines Partners und einer Partnerin – Heterosexualität wird (naturegeben?) vorausgesetzt – die Entscheidung von Individuen für ein Kind und für eine Form der häuslichen Arbeitsteilung entsteht. Familie ist auf Makroebene institutionalisiert, das erzeugt die Handlungsbegründungen auf der Ebene der Entscheidung des Individuums bei der Gründung und der Ausgestaltung von Familie.

Für **Bourdieu** ist Familie eine vergeschlechtlichte (das heißt: in den Geschlechterdualismen begründete) Institution, die sich in die Körper einschreibt und die zu der Reproduktion der Geschlechterdifferenz beiträgt. Mehr noch: „Die Hauptrolle bei der Reproduktion männlicher Herrschaft und der männlichen Sicht fällt sicherlich der Familie zu.“ (Bourdieu 2005: 148) Die aufgeschichteten Erfahrungen mit dem eigenen und dem anderen Geschlecht beginnen bei den sexuellen Einsetzungs- (=Initiations-)Riten der Männer und Frauen und der sozialen Konstruktion von Geschlechtsverkehr, sie setzen sich fort über Erfahrungen mit und an Orten, an denen sich Geschlechter begegnen oder von denen ein Geschlecht ausgeschlossen ist und reichen bis zur Erfahrung mit Schwangerschaft, Geburt und Mutter- und Vaterschaft. Insbesondere die Ehe, so zeigt Bourdieu historisch, institutionalisiert männliche, ökonomische und sexuelle Überlegenheit. In der Partnerwahl, der Generativität und der Arbeitsteilung in der Familie reproduziert sich die Geschlechterlage zusammen mit der Klassenlage.

II Empirische

Nutzen wir die Empirie unter geschlechtertheoretisch biografischer Perspektive. Familie als Geschlechterbeziehung ist eine Erfahrung. Bevor Familie gegründet wird, werden andere Erfahrungen mit Geschlecht aufgeschichtet, insbesondere in anderen Formen der intimen Zweierbeziehung und der Paarbildung, die vorher eingegangen wurden. Die wichtigste Institution der Reproduktion einer relationalen Geschlechterkonstruktion ist das heterosexuelle, z.B. bezogen auf die Aufgabenverteilung oder Körpergröße asymmetrische Paar, das den Unterschied zwischen Frau und Mann präsentiert. Das Paar verkörpert die Gelegenheit, „die eigene Geschlechtszugehörigkeit (und die der anderen) interaktiv zu validieren“ (Gildemeister / Robert 2008: 141). Die Ehe hat ihr Monopol als einzig legitime

sexuelle Beziehung verloren, doch mit Bourdieu kann Familie nur verstanden werden, als Teil in der Summe der sexuellen Beziehungen. Daher sollte Familiensoziologie nicht nur Lebensformen ohne Trauschein, sondern alle sexuellen und intimen Geschlechterbeziehungen mit betrachten und vor diesem Hintergrund die besondere Lage der Kernfamilie im Lebenslauf betrachten in dem Übergang, an dem Sexualität mit der Dauer der Beziehung nachlässt und Generativität an Bedeutung gewinnt.

Die Empirie beginnt bei den sexuellen Initiationsbeziehungen: 79% der 20- bis 44jährigen Frauen berichteten, dass sie ihr „Erstes Mal“ im Rahmen einer festen Beziehung erlebten, darunter sind 41%, die den Partner heiraten wollten. Bei Männern waren 56% in fest gebunden, darin inbegriffen ein Viertel mit Heiratsabsichten. Männer wurden eingeführt von gut oder weniger gut Bekannten, die älter waren, aber eine feste Beziehung zu einer sexuell erfahreneren Frau ist gegen die Regel. Hier beginnen Unterschiede der Konstruktion „weiblicher“ und „männlicher“ Sexualität, und der Konstruktion weiblicher Gefährdung, sexuell ausgenutzt zu werden und den Ruf zu verlieren, und männlicher Gefährdung, sich sexuell nicht zu bewähren und von Peers Männlichkeit abgesprochen zu bekommen. Der Markierung der sexuellen Differenz (bei gleichzeitiger Egalität in den Bildungsverläufen) kommt eine hohe Bedeutung zu. Die inkorporierten sexuellen und körperliche Erfahrungen und die praktisch sich bewährenden Strategien weisen in die Richtung einer ersten Konstruktion der sexuellen Differenz.

Die größere Relevanz von festen Partnerschaften als Rahmen für erste sexuelle Erfahrungen für Frauen bringt eine Interaktionsregel hervor, dass Frauen sich in besonderer Weise der ernsthaften Intentionen ihres Partner vergewissern und auf dessen Bekenntnis zu einer Bindung bestehen sollten. Eine symmetrische Beziehung von zwei sexuell gleichermaßen Erfahrenen bzw. gleichermaßen Unerfahrenen ist akzeptiert, nicht aber jede Form der Asymmetrie der Beziehung. Eine dauerhafte Partnerschaft einer jungen Frau mit einem deutlich älteren und an Erfahrungen überlegenen Partner ist regulär, eine dauerhafte Partnerschaft eines jungen Mannes mit einer deutlich älteren und an Erfahrungen überlegenen Frau jedoch nicht. Diese Unterschiede sind der Ausgangspunkt für Akzentuierungen der Geschlechterdifferenz in den Zweierbeziehungen im Erwachsenenalter. Die sexuellen Ersterfahrungen von Männern sind von einer ausgeprägten und unter den männlichen Peers ritualisierten Homophobie begleitet.

Die Beziehungsabläufe oder die weitere Beziehungssozialisation lässt sich bei Frauen wie Männern kennzeichnen durch eine sukzessive Verstetigung: Formen des „nicht Ernsten“, „nicht Tiefen“, „Ausprobierens“ etc. gehen zurück, es wird „ernster“, verbindlicher. Die Verstetigungen des Beziehungsstatus in der Partnerschaftsbiografie erstreckt sich über einen längeren Zeitraum, Wechsel wird seltener. Die Untersuchungen der Partnerschaftsbiografien belegen die zunehmende Dauer des Engagements. Dies geht einher zum einen mit Routinenbildung, zum anderen in Paaren mit einer Verschiebung des Fokus der Interaktion weg von sexueller Interaktion hin zu einer gemeinsamen Bewältigung des Alltags. Dennoch ist die Konstruktion der „Freiheit“ und „Ungebundenheit“ mit spezifischen Formen der Männlichkeit verbunden (Daten zum Aufschub der Geburt eines Kindes).

Ein Schritt der Konsolidierung ist das **Zusammenziehen**; das nichteheliche Zusammenleben muss inzwischen als eine eigene, normativ verankerte Phase gelten: Nicht jedes Zusammenleben mündet in eine Ehe, aber fast jeder Ehe ging ein Zusammenleben voraus. Im Gegensatz zur Eheschließung ist das Zusammenziehen in seinem unspektakulären Vollzug eine „passage sans rites“. Diese Passage muss und will, anders als die Eheschließung, „privat, formlos und verschwiegen erlebt werden, nicht nur von den zwei direkt Betroffenen, sondern auch von ihrem sozialen Umkreis, und dies, obwohl sie ohne Zweifel von nicht bloß privater Bedeutung (ist).“ (a.a.O.: 144) Das Zusammenziehen ohne Trauschein bewahrt die Fiktion der Unabhängigkeit, während sich im gemeinsamen Alltag Wesentliches in der Aufgabenteilung im Paar verändert. Kaufmann hat in seiner kultursoziologischen Studie zum Umgang mit der „schmutzigen Wäsche“ in einem neu konstituierten gemeinsamen Haushalt (Kaufmann 1995) eine wunderbare Beschreibung dafür geliefert. Für Frauen, so Kaufmann (a.a.O.: 257) entwickelt sich das Zusammenleben bezogen auf die häuslichen Interaktionsregeln als „Falle“: Benachteiligt, weil mit mehr Aufgaben betraut, ist derjenige, der „kompetenter und anspruchsvoller“ in dem Umgang mit Wäsche ist – und das sind im allgemeinen Frauen. Der Begriff „Falle“ bezieht sich nicht (nur) darauf, dass die Frau mehr im Haushalt leistet, sondern auf einen „inneren Funktionsmechanismus, der darin besteht, dass die Frau selbst ein System von Praktiken verstärkt, welches sie im Übrigen kritisiert.“ (ebd.) Die Zahlen belegen aber für kinderlose, zusammen lebende, heterosexuelle Paare noch ein vergleichsweise hohes Maß an egalitärer Aufteilung der anfallenden Hausarbeit und an Gleichheit bezogen auf Erwerbsbeteiligung.

Die Geburt des ersten Kindes, die Gründung der Kernfamilie ist die zweite Transformation der Geschlechterbeziehungen, nach der ersten, der sexuellen Initiation mit der Transformation von der Kindheit in sexuelle Männlichkeit und Weiblichkeit. Die Zahlen zu der mit der Geburt des ersten Kindes einsetzenden Asymmetrie der Geschlechterbeziehungen mit biografisch weitreichenden Folgen – aber auch z.B. mit Unterschieden in Ost und West – sind bekannt. Generell geht mit der Dauer der Zweierbeziehung und mit dem Vorhandensein von Kindern die Bedeutung von Sexualität in Paaren zurück (Matthiesen 2007: 241f, Bozon 2001: 16ff.). Die Unterstreichung der sexuellen Differenz geht zurück, es bildet sich eine soziale Differenz der Aufgaben und der weiteren Erwerbsbiografien heraus. Der Übergang in Familie ist für Männer als eine Transformation von Männlichkeit strukturiert, entsprechend einer kulturellen Konstruktion patriarchaler Väterlichkeit, deren beide Komponenten, das Ernähren und das Schützen, ein hierarchisches Verhältnis zu den Ernährten und den Beschützten impliziert.

Bei aller Pluralisierung unterliegt die biografische Organisation von unterschiedlichen Formen von Geschlechterbeziehungen einer sozialen Regelmäßigkeit der Herstellung und Verstärkung der Geschlechterdifferenz. Die in der „Beziehungsbiografie“ „gemachte“ Geschlechterdifferenz ist, zugespitzt formuliert, das Produkt von Familie und nicht deren Basis und Familie ist für die Konstitution von Geschlecht ebenso relevant wie Geschlecht für die Konstitution von Familie. Mit Hirschauer: Geschlecht bzw. die Geschlechtsklassifikation von Personen kann „nicht einfach die ‚Basis‘ für darauf aufbauende komplexere Strukturen wie die ‚geschlechtliche Arbeitsteilung‘, die Ehe oder die Disprivilegierung von Frauen“ sein, sondern umgekehrt katalysiert auch die Verwendung der Geschlechterunterscheidung bei der Bildung von Paarbeziehungen die Unterscheidung zweier Klassen von Personen (Hirschauer 1994: 686). Nicht Männer und Frauen konstituieren ein heterosexuelles Paar quasi naturwüchsig und ohne Erklärungsbedarf, sondern die Institution des heterosexuellen Paares konstituiert Männer und Frauen als different.

III Kritik

Diese Empirie der Geschlechterbeziehungen, die nach Sozialgruppen zu differenzieren ist, zeigt die Geschlechterbeziehungen und insbesondere Familie als Ort der Reproduktion von Geschlechterungleichheit. Aus der Geschlechterperspektive schließt Bourdieu an das Konzept von Geschlecht als einer in (interaktiven) Praxis auf der Basis der aufgeschichteten

Erfahrungen hergestellten Konstruktion an. Er spannt den Bogen wie oben von den Einsetzungsriten der jungen Männer bis zur Frage der Bedeutung der gleichgeschlechtlichen Lebensformen für die Reproduktion männlicher Herrschaft in dem Medium der Familie als Institution und als Handeln. Er kann vier Punkte für sich verbuchen, die aus der Geschlechterperspektive an rationale Entscheidungstheorien zu richten sind: 1. das Konzept des erfahrungs- und praxisbezogenen Geschlechterhabitus ist prozessbezogener als das Konzept der Geschlechtsrollen, 2. er bezieht die Machtdimension ein, 3. Heterosexualität ist nicht naturalisiert, 4. die Perspektive ist nicht auf die Kernfamilie unter Ausklammerung von Sexualität verengt.

Lassen sich die rationalen Entscheidungstheorien so erweitern, dass auch sie diesen kritischen Punkten begegnen, sie aufgreifen und integrieren können? Die Antwort lautet: Ja, bis zu einem gewissen Grad.

Das Konzept der Geschlechtsrolle wird dagegen aus feministischer Sicht z.B. von Kraus (2002) kritisiert. Ein erster Kritikpunkt ist die **Vernachlässigung der Machtdimension**, diese Kritik wird auch immanent rezipiert. Lott (2009: 327) untersuchte die Bedeutung des Arguments der Einkommenseinbuße als mit einem Kind verbundene als Opportunitätskosten je nach Einkommenshöhe von Frau und Mann. Sie zeigte: Das Einkommen der Frau ist weniger mit Macht verbunden als das gleiche Einkommen des Mannes, dies gilt selbst dann, wenn SIE mehr verdient als ER. Die Einkommenseinbuße „zählt“ mehr, wenn sie das Einkommen des Mannes betrifft, als wenn es um das Einkommen der Frau geht. Die Frage der Machtbeziehung als Kontext lässt sich aber einbinden. Bauer und Jakob (2010) behielten die Prämissen der familienökonomischen Ansätze bei, kritisierten aber die Modellierung von Entscheidungen mit einer geschlechtsneutralen Symmetrie. Sie berücksichtigten die Machtrelation als Situationsdefinition in der Partnerschaft im Sinne von Entscheidungsregeln, die z.B. dem Mann („patriarchal rule“) oder der Frau („sphere of interest rule“) oder beiden („egalitarian rule“) Durchsetzungsmacht bei Entscheidungen einräumen. Erklärungsbedürftig ist dann aber die Entstehung dieser Entscheidungsregeln.

Weitere Kritikpunkte sind grundsätzlicher: Das **Konzept der Geschlechtsrollen** verkennt, dass Geschlecht anders als andere Rollen *immer* präsent ist und nicht nur in spezifischen sozialen Situationen oder Segmenten als Rolle aktualisiert wird. Zudem bezieht sich der Rollenbegriff nur auf das Gegebene, von der Gesellschaft Bereitgehaltene und tendiert zur

impliziten Normativität, wenn damit nicht makrostrukturell verankerte Rechte und Pflichten, sondern individuelles Verhalten bewertet wird: Rollen werden entweder „übernommen“ oder es wird von ihnen „abgewichen“. Geschlechterrollen sind keine prozessuale und dynamische Konstruktion. Könnte der Nutzenbegriff erweitert werden?

Der Nutzenbegriff ist ausgeweitet und elastisch; er wurde mit der Abgrenzung von familien- und haushaltsökonomischen Theorien von der ökonomisch-quantifizierbaren Ebene der Ernährer- und Hausfrauenrolle bereits auf die Ebene sozialer Präferenzen geholt. Frames fanden als „Randbedingungen der Such-, Wahlentscheidungs- und Handlungsprozesse“, als über Sozialisation vermittelte Handlungsorientierungen, z.B. als „Sicht von Gestaltungsprinzipien der Beziehungen“ und „geschlechtsspezifische Typisierungen und Rollendifferenzierungen“ (Huinink 1995: 130) Eingang in die Theorie. So unterscheidet Huinink eine traditionelle, eine eingeschränkt traditionelle und eine posttraditionelle Orientierung (a.a.O.: 180ff). Vor dem Hintergrund der jeweiligen Handlungsorientierungen wird das Geschehen der Paarbildung über spezifische „Kosten“ oder „Vorteile“ plausibilisiert, in der Form, dass z.B. eine Partnerschaft für Männer „unattraktiv“ wird, weil sie sich von den Selbstständigkeitsambitionen von Frauen bedroht fühlen, während für Frauen eine Partnerschaft mit einer traditionellen Arbeitsteilung „unattraktiv“ wird (a.a.O.: 173f).

Reicht das aus? Kann ein „Nutzen“ oder „Vorteil“ jenseits dieser ökonomisch rückbindbaren Klischees auch auf den Gewinn einer Geschlechterinszenierung bezogen werden und können die Präferenzen auch flexibel und situativ-interaktiv generiert betrachtet werden statt als sozialisiert und somit stabil? Ist der Nutzenbegriff so ausweitbar, dass er auch auf Vorteile bei der Reproduktion von Differenz in den Praktiken angewandt werden kann im Sinne von Bourdieus praktisch erfolgreichen Strategien? Kann der Nutzen in der Bewältigung der sexuellen Ängste vor dem anderen Geschlecht, in der Abwehr des Weiblichen im Männlichen, in der Regelungen patriarchaler Nachfolge- und Ablösungsprozesse? Kann der Nutzen so ausbuchstabiert werden, dass sich daraus die Reproduktion der Geschlechterungleichheit in der Familie ergibt und die *Entstehung der* Geschlechterdifferenz und der Homophobie erklärt wird, anstatt diese Differenz quasi naturalisiert oder fest vorgegeben vorauszusetzen?

Familie ist eine Form der Organisation der Geschlechterbeziehungen mit ihren sexuellen und generativen Aspekten. Es ist nicht klar – und ich habe lange nach einer Begründung gesucht –

warum Sexualität in der Familiensoziologie und insbesondere in rationalen Entscheidungstheorien so wenig beachtet wird. Schließlich kommt ein Kind nicht aus dem luftleeren Raum. Einerseits erübrigt unterbleibender Geschlechtsverkehr die Frage nach einem Kind, umgekehrt sind ein Drittel aller Schwangerschaften ungewollt eingetreten, weil Geschlechtsverkehr nicht unterblieben ist. Eine rationale Entscheidung dafür, miteinander zu schlafen, dürfte aber eine gewisse Seltenheit haben. Sexuelle Beziehungen als Feld der Familiensoziologie einzugemeinden, ist nur konsequent anlässlich der Ausweitung des Gegenstandes

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften in das Modell einzubeziehen, ist zu Zeiten der Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe und der Diskussion von Adoptionsmöglichkeiten überfällig. Die rationale Entscheidung für einen Partner / eine Partnerin nicht nur mit einem „attraktiven“ und Nutzen versprechenden Ausstattung, sondern mit dem „richtigen“ Geschlecht, das das gleiche oder ein anderes sein kann, ist aus den Makrostrukturen herzuleiten oder eine andere, ergänzende – geschlechtertheoretisch? – Begründung einzuführen.

Sowohl der Einbezug der Sexualität als auch die Erweiterung der Entscheidungssituation auf die Wahl gleichgeschlechtlicher Partner bzw. Partnerinnen stellen die Theorie der rationalen Entscheidung vor große Herausforderungen.

Mit dem elastischen Nutzenbegriff rücken die Theorien eng aneinander. Die Frage ist aber, ob die Annahme einer (begrenzt) rationalen Entscheidungsbegründung bei einer solchen Erweiterung noch schlüssig begründbar ist und ob dann nicht die methodologische Bestimmung verschwimmt, einen solchen Nutzen theoretisch-deduktiv aus makrostrukturellen Chancenverteilungen herzuleiten. Aus einer „Theorie der begrenzten Rationalität“ würde dann eine „Unbegrenzte Theorie der Motiviertheit“ menschlichen Verhaltens.

Die allgemeine Differenz bleibt aber in den Grundannahmen bestehen: in der Trennung der Makro- und Mikroebene in den Handlungstheorien, verbunden mit dem Interesse an der Begründung individueller Entscheidungen einerseits, der dialektischen Verbindung der Ebenen, die die Struktur und das Handeln zugleich als untrennbare Stränge der Reproduktion von Geschlechterungleichheit sieht. Eine kulturtheoretische Herleitung der geschlechtertheoretischen Bedeutung von Familie als Beitrag zur Herstellung der Geschlechterungleichheit erübrigt sich nicht, auch nicht mit einem erweiterten Modell rationaler Entscheidungen.

Zum Abschluss: Schwierigkeiten bereitet in beiden Ansätzen die Liebe. Sie wird in sehr ähnlicher Weise von Huinink wie von Bourdieu als Sollbruchstelle, als Grenze der Theorie beschrieben.

Huinink leitet in seinem Grundlagenwerk von 1995 eine Bedürfnisdimension anthropologisch her, „die gerade in nichtstrategischen Formen zwischenmenschlichen Interaktion, im zwischenmenschlichen Dialog, Befriedigung erfährt: Es ist das Bedürfnis nach persönlicher Fundierung, authentischer Selbstvergewisserung und subjektiver Identität (...) Es wird behauptet, dass sich daraus eine eigene individuelle Logik individuellen Handelns (dialogisches Handeln) ableiten lässt, die den gleichen Rang hat wie strategische, instrumentelle oder affektuelle Handlungslogiken.“ (1995: 33)

Bourdieu formuliert in seinem Band „Die männliche Herrschaft“ ein letztes Kapitel als „Postskriptum über die Herrschaft und die Liebe“ (2005: 186ff). Die Liebe ist ein „Bruch mit der Ordnung“, ein Ausnahmetatbestand, der eigentlich die Theorie utopisch sprengt. Die „verzauberte Insel der Liebe“, so Bourdieu lyrisch, „diese geschlossene und sollkommen autarke Welt, in der sich Wunder und Wunder reiht: Das Wunder der Gewaltlosigkeit, das durch die Herstellung von Beziehungen ermöglicht wird, die auf völliger Reziprozität beruhen und Hingabe und Selbstüberantwortung erlauben; das der gegenseitigen Anerkennung, die es gestattet, sich (...) angenommen zu fühlen.“ (2005: 189)

Offensichtlich gibt es in der Familiensoziologie noch einiges zu denken und tun, wenn die Liebe immer noch alle Konzepte sprengt.